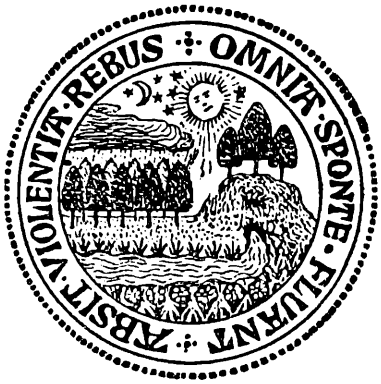
MONATSSCHRIFTEN DER
COMENIUS-GESELLSCHAFT
XXVIII · BAND · HEFT 3

Monatshefte für Kultur und Geistesleben

1919 März Heft 2



Herausgegeben von Ferd. Jak. Schmidt
Neue Folge der Monatshefte der C.G.
Der ganzen Reihe 28. Band.

VERLAG VON EUGEN DIEDERICHS, JENA 1919

Im Buchhandel und bei der Post beträgt der Preis für die Monatsschriften (jährl. 10 Hefte) M. 12,—, für die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben (jährl. 5 Hefte) M. 10,—, für die Monatshefte der C. G. für Volkserziehung (jährl. 5 Hefte) M. 4,—.
Einzelne Hefte der MH f. K. u. G. kosten M. 2,50, einzelne Hefte der MH f. V. M. 1,50.

Inhalt

Seite

Lembke, B., Zur Psychologie und sozialen Bewertung des heroischen Dichters . 17
Wolfstieg, A., Prof. Dr., Zwei bemerkenswerte Geschichtswerke 26

Literatur-Berichte

(Beiblatt)

Seite

Zangenberg, Therese, Dr., Ästhetische Gesichtspunkte in der englischen Ethik des 18. Jahrhunderts 5*
Herre, Chr. Louis, Der Aufgang in das geistige Leben oder die Fahrt nach dem heiligen Gral durch die Kunst, Religion und Wissenschaft 5*

Seite

Lamprecht, Karl, Rektoratserinnerungen . . . 6*
— —, Eine Erinnerungsschrift 6*
Sulzer, Georg, Religion und Christentum . . . 7*
Wirth, Wilhelm, Zur Orientierung der Philosophie am Bewußtseinsbegriff 7*

Anmeldungen zur C. G. sind zu richten an die Geschäftsstelle Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55; dorthin sind auch die Rezensionsexemplare und Manuskripte einzusenden. — Die Bedingungen der Mitgliedschaft siehe auf der 4. Umschlagseite.

MONATSHEFTE
DER COMENIUS-GESELLSCHAFT FÜR KULTUR U. GEISTESLEBEN

SCHRIFTLEITUNG: FERD. JAK. SCHMIDT
HOHENZOLLERNDAMM 55 BERLIN-GRUNEWALD
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

N. F. Band 11 | März 1919 | Heft 2

Die Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben erscheinen Mitte Januar, März, Mai, Juli und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10. Einzelne Hefte M. 2,50.

Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

ZUR PSYCHOLOGIE UND SOZIALEN BEWERTUNG DES HEROISCHEN DICHTERS

Von B. Lembke-Stettin

I.

Die Frage, in welcher Hinsicht das Seelenleben eines Dichters von dem anderer Menschen abweicht, ist keine müßige. Sie läuft in ihren Folgerungen darauf hinaus, welchen Platz in der schaffenden menschlichen Gesellschaft die Dichter einnehmen, von denen ja abweisendem Durchschnittsverstand der heroische Dichter noch als erträglichster gilt. Als Beispiel stehe hier im allgemeinen der Balladendichter, da Balladen vollständiger angeführt werden können als Dramen. Ausgehen soll die Betrachtung von dem bekannten „Lied des James Monmouth“

„Es zieht sich eine blutige Spur
durch unser Haus vor alters,
meine Mutter war seine Buhle nur,
die schöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
sie küßten sich unter der Linde,
eine Lerche klang und ein Jägerhorn, —
ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
von jenes Abends Sonne,
ihre Lippen sprachen: ich habe gefehlt!
ihre Augen lachten vor Wonne.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA POZNAŃ

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
es blitzt wie Beil von weiten,
der Weg, den alle geschritten sind,
ich werd ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
und den Frauen das Herz gegeben,
und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst, —
das ist ein Stuart-Leben!"

Mit diesem Urbild einer Ballade stehen wir gleich einer wichtigen Tatsache gegenüber. Das ganze Gedicht ist, wie man ihm ohne weiteres anmerkt, in einem Erregungszustand hingeworfen, und zwar — die letzte Strophe als erste, denn sie enthält den Höhepunkt der Erregung! Sie erinnert, um ein Bild aus dem Fechterleben zu gebrauchen, an vier durchgerissene Hiebe eines Schlägerganges:

„das Leben geliebt und die Krone geküßt
und den Frauen das Herz gegeben,
und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst, —
das ist ein Stuart-Leben!"

Anhieb, — Lufthieb, — Lufthieb, — Treffer! Dieser Treffer ist das Merkmal einer echten Ballade. Er ist deshalb immer zuerst entstanden, weil er den Erregungszustand noch am merklichsten wiedergibt, denn in ihm erfolgt die Entladung der dichterischen Spannung zu gestaltendem Schaffen. Wie nun eine ganze Ballade entsteht, wird ebenfalls durch das „Lied des James Monmouth" erwiesen. Denn auch die zweite und vierte Strophe stellen Treffer dar, sind also im Erregungszustand selber geschaffen. Dagegen ist die dritte Strophe nach der Ernüchterung eingeschoben; sie unterbricht nämlich den einheitlichen Schwung der beiden Nachbarstrophen, wie er durch die wörtliche Verknüpfung erwiesen wird. Dafür aber, daß die fünfte Strophe die zuerst entstandene ist, spricht die überragende Wucht ihres Treffers gegenüber denen der zweiten und vierten Strophe.

2.

Auf das Wesen des Treffers, dieses Merkmals der echten Ballade, muß noch näher eingegangen werden. Es ist nicht nötig, daß der Haupttreffer am Ende einer Ballade steht; in Heines Grenadieren enthält ihn die fünfte Strophe: „Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, — Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen." Da auch die zweite und die letzte Strophe in Heines Lied Treffer enthalten, ist dies eine der beliebtesten, weil eben echtesten Balladen. In Agnes Miegels nicht genügend bekannter Nibelungen-Ballade liegt der einzige, aber durchschlagende Treffer mitten im Lied, in den Worten:

„Die Saiten sprangen und schrien, — —
Hagen von Tronje neigte sich
und wiegte sein Schwert auf den Knien".

Ein jedes Gedicht, das einen ungekünstelten, aber herausgearbeiteten Treffer enthält, ist als Ballade anzusprechen. Deshalb ist Uhlands Hirtenknabe eine Ballade (Hirtenknabe, Hirtenknabe, Dir auch singt man dort einmal!) Eine Ballade

ist auch Platens Gedicht: „Wie rafft ich mich auf in der Nacht, in der Nacht". In Hans Hopfens „Sendlinger Bauernschlacht" werden die Treffer durch breitere Pinselführung erzielt (z. B.: Da schlossen ums brennende Gotteshaus die Landsleut' eine Kette), ebenso in Schillers Heimkehr (Und von ihrem Gott ergriffen, hob sich jetzt die Seherin). Als Beispiel einer echten plattdeutschen Trefferballade sei Brinkmanns „Marik" genannt.

Geschichtlich ist zu dem jetzigen Inbegriff „Ballade" zu sagen, daß der Vorgänger des Treffers im Kehrreim zu suchen ist. Der Kehrreim (noch in Platens Romanze „Wie rafft' ich mich auf") wird schon lange vorher abgeschwächt, z. B. in Bürgers Leonore. Heute werden die Balladen für echte Balladen gehalten, in denen die meisten Treffer enthalten sind, also z. B. Heines Grenadiere, Fontanes Monmouth.

3.

Nun gibt es aber auch Balladen ohne Treffer, z. B. die weitaus meisten Gedichte von Konrad Ferdinand Meyer. Es kann nämlich der Treffer in seiner Wirkung ersetzt werden. Nach seiner Wirkung aber wird ein Gedicht irgend einer Literatur-Gattung zugereiht. Man hätte danach zu entscheiden die echten Balladen mit Treffer, gegenüber den Kunstballaden. Mathematisch ausdrücken ließe sich das Verhältnis dieser beiden Balladenarten als das eines Dreiecks zu einem Rechteck. Bei gleicher Länge, d. h. bei gleicher Grundlinie wäre ihr Verhältnis $g \cdot \frac{h}{2} : a \cdot b$, wo $g = a$ ist. Das bedeutet, daß bei gleicher Wirkung $g \cdot \frac{h}{2} = a \cdot b$ und somit $h = 2b$ wird, daß also ein Treffer doppelt soviel Durchschlagskraft besitzt wie der Durchschnittsstand einer Kunstballade. Da nun eine Ballade ihrem Wesen nach fortreißen soll, ergibt sich hieraus, daß die Trefferballade die überlegenere ist. Denn sie setzt alles aufs Ganze, während die Kunstballade durch ihre an sich höher geartete Gleichmäßigkeit wirkt. Wenn nun eine Ballade mehrere Treffer hat, würde sich die Grundlinie ihres mathematischen Bildes und damit ihre Länge im Verhältnis zu einer gleichwirkenden Kunstballade verkürzen. Dieses mathematische Bild würde zwei oder mehrere sägeförmig ineinander verschobene Dreiecke darstellen, deren Berechnung hier ohne Wert ist. In Bezug auf ihre Wirkung ist aber zu bemerken, daß eine solche Trefferballade gegenüber der Kunstballade auch die tatsächliche Überlegenheit der Säge gegenüber der glatten Schneide eines einfachen Messers wahrt.

4.

Es können also auch Gedichte ohne Treffer Balladen sein, nämlich dann, wenn sie beim Leser oder Hörer gleiche Empfindungen auslösen wie Balladen. Als Ersatz des Treffers vermögen packende Gegensätze zu wirken, z. B. im Schlußvers von Münchhausens Colleoni, Meyers Reisebild. Der Übergang von der Trefferballade zur Kunstballade ist ganz allmählich. Folgender Versuch einer absteigenden Staffelung mag zeigen, wie sich nach Maßgabe der Trefferzahl ein Niedergang des Balladenwertes ergibt bei dennoch gleichem Stimmungswert:

Fontane: Lied des James Monmouth,
Strachwitz: Graf Douglas,
Fontane: Gorm Grymme,
Schiller: Siegesfest,
Arndt: Kinderballade,
Geibel: Tod des Tiberius,
Meyer: Frau Laura.

Als Gedicht ist Frau Laura ebenso schön wie James Monmouth; als Ballade steht sie diesem insofern nach, als ihr das Bezeichnende des Treffers fehlt. Trefferwirkungen vermögen erzielt zu werden auch durch manche Dramenstellen, (Shakespeares Cäsar: Brutus findet den toten Cassius), — durch Stellen in Romanen (in Dahns Kampf um Rom, Mereschkowskis Julian Apostata), — ja, sogar durch einfache Zeitungsberichte, z. B. über den Untergang des Admirals Spee.

5.

Hier kommt die Frage nach der Wertschätzung des heroischen Dichters schon näher. Ein tatsächliches Vorkommnis, z. B. der Fall von Tsingtau, kann balladenhaft ergreifen; eine echte Ballade dagegen ist nicht Wirklichkeit, sondern ein Erzeugnis dichterischer Einbildungs- und Gestaltungskraft. Fragt man aber, wie entsteht eine solche Ballade, so fragt man eigentlich nur: wie entsteht der Treffer? Der Treffer ist die Entladung des gesteigerten und gedrängten Spannung. Er ist der Blitz des innerlichen Gewitters.

Das Wesen dieses innerlichen Gewitters ist schwer zu fassen. Möglich ist es nur dadurch, daß von so vielen Dichtern Schilderungen dieses Zustandes beichtmäßig erhalten sind, eine der besten in Strindbergs „Sohn einer Magd". Wie eine solche — im fraglichen Fall allerdings nicht heroische — Stimmung hervorgerufen wird, findet sich eingehend a ch in Thomas Manns Buddenbroocks geschildert. Ein streng philosophisches Buch löst in dem ehrsamen Konsul derart wuchtige und überalltägliche Empfindungen aus, daß er sich ihrer nach der Ernüchterung bezeichnender Weise schämt. Solche Einflüsse von außen können durch jedes Vorkommnis veranlaßt werden, sehr oft sind es gerade literarische Erlebnisse. Bürgers Leonore wird hervorgerufen durch den „Toten"-Treffer eines Volksliedes. Goethes Erlkönig kann zurückgeführt werden auf die dänische Ballade vom Ritter Oluf; für Heines Loreley finden sich ältere Gleichklänge bei Eichendorff und Brentano. War es doch überhaupt eine alte Forderung der Romantiker, daß man (d. h. der Dichter) den Einfluß eines andern Gedichtes wieder aus sich heraussingen müßte! Hier begegnen wir dem Grundgedanken der großen Konfession, hier wird uns aber auch die Ähnlichkeit so mancher Gedichte verschiedener Autoren erklärlich, ohne daß man etwa Heine ein Plagiat an Eichendorff vorwerfen dürfte. Für weitere Folgerungen ist allerdings nicht unerheblich der Gedanke, daß das „Heraussingen" von Eindrücken, die ja nicht immer großer Art zu sein brauchen, stets einen Beweis geringerer Selbständigkeit enthält.

6.

Bei der Ausschälung des Begriffes „Treffer" als der Sprengung eines zusammengepreßten Steigerungszustandes könnte man fast zu Schlüssen verleitet werden, die sprachforschender Wissenschaft zuwiderlaufen, insofern als das vom lateinischen dictare abgeleitete Wort dichten seinem Begriff nach gut deutsch sein könnte, nämlich das Gleiche wie Verdichten bedeuten möchte, — das Verdichten eines Erregungszustandes zu gestaltendem Schaffen. Was die Ähnlichkeit des Balladenstils mit einem Fechtgang anbelangt, so erscheint nicht ganz gleichgültig die Tatsache, daß der Typus der heroischen Ballade Anapästen und Jamben verwendet, die den Schwung auch erst auf die Schlußsilbe legen.

7.

Für die Entstehung einer Ballade ist das Zusammentreffen dreier Bedingungen erforderlich:

1. Stimmung.
2. Rhythmus.
3. Stoff.

Es ist möglich, daß von diesen dreien eine fehlt und dennoch eine sogenannte tüchtige Leistung herauskommt. Wenn die Stimmung fehlt, kann Übung und Stilgewandheit immerhin noch etwas schaffen wie Fontane in „Bismarcks Grab". Auf dem Rhythmus legt aber die Stimmung am leichtesten aus, und die als beste geltenden Balladen sind rhythmisch gegliedert. Doch auch bei seinem Fehlen können reife Schöpfungen entstehen wie Schillers Handschuh und Goethes Prometheus. Wichtig ist der Rhythmus deshalb, weil er eher da sein muß, als die Stimmung, die erst aus ihm herausschwingt. Wer also eine Melodie, ein Lied vor sich hinsummt, erfüllt eine jener Voraussetzungen aus denen die schaffende Stimmung des Dichters hervorgeht, die sich dann bei der echten Ballade im Treffer entlädt. Eine der dichterischen nahe verwandte Stimmung kann auch dem Laien werden bei tiefgreifenden Erlebnissen, z. B. nahegehenden Trauerfällen.

Unumgänglich nötig ist für die Balladengestaltung das Vorhandensein des Stoffes, d. h. eines geeigneten Stoffes; sonst kommen Gebilde zustande, die dem Reich der Offenbarungslyrik angehören (Mombert). Solche gewollten Absonderlichkeiten wirken wie das nutzlose Stammeln eines geistreichen Betrunkenen.

8.

Beim heroischen Dichter ist die Stimmung naturgemäß tragisch gerichtet, und deshalb hat jede echte Ballade tragischen Zug. Wird die Stimmung ausgelöst durch fremde Einflüsse, so können diese derart wuchtig sein, daß sich eigene Leistungen nicht durchzusetzen vermögen; so hat sich Otto Ludwig an Shakesspeare zerrieben. Wenn die Stimmung verfliegt, ohne irgend etwas zum Ausdruck gebracht zu haben, muß sie naturgemäß eine unbeschreibliche Öde zurücklassen. Hier ist auch der nicht überbrückbare — wenngleich erklärbare — Gegensatz zwischen Dichter und Laien. Wenn ein Laie sich in eine Stimmung hineinarbeitet, die der des Dichters möglichst nahe kommt, — zum Treffer vermag er es nie zu bringen! Immer wieder sieht man, daß die Trefferballade als ein Urbild der Dichtung gelten muß. Die Stimmung des Laien ist ihm Selbstzweck (daher das Gefallen an Trauerspielen); dem Dichter darf sie nur Mittel sein. Dabei können Nichtdichter schriftmäßig wertvolles schaffen, dann aber ohne Stimmung (Lessing!).

Die Stimmung des Dichters ist etwas über ihm Stehendes. Bekannt ist die Geschichte von Kleist, als er nach Beendigung seiner Penthesilea bitterlich weinte — „Nun ist sie tot." Man hat darüber gelacht, ohne sich der darin liegenden Rohheit klar zu sein.

Zu bedenken ist, daß auf den Dichter die eigene von ihm losgelöste Stimmung einen gleichen überalltäglichen Einfluß ausübt, wie die etwa von der Bühne ausstrahlende auf den Laien. Hieraus folgt wieder eine Unterordnung des Dichters, und zwar seines Verstandes unter seine eigene Phantasie. Und weiter; wenn die Geschöpfe seiner Phantasie Gestalten wie Heines Grenadiere sind, so ergibt sich daraus die Unterordnung eines Dichters unter selbstgeschaffene, aber

mögliche Geschöpfe. Dies führt in seinen Folgerungen zum Aufkommen des Neides. Fontane muß also James Monmouth, d. h. den seiner Ballade, beneiden. Aber um was? Um sein Ende? Ganz und gar nicht. Das ist ja das Wesen des Neides, daß er gar keine einfache Umwechslung wünscht. Wer einen Millionär beneidet, möchte durchaus nicht Rockefeller sein, sondern nur dessen Geld haben. „Wenn ich der Kaiser wär", ist ein Wunsch nur nach Machtentfaltung, nicht nach Ich-Umwechselung, weil es bei jedem Beneideten eben Umstände gibt, auf die der Neider gern verzichtet. (Galoschen des Glücks!) Der gewöhnliche Neid geht um äußere Lebensverhältnisse, sein inneres Ich will man gern behalten. Ein umgekehrter Neid muß der Quälendste von allen sein; in diesem Fall befindet sich der heroische Dichter seinem eigenen Helden gegenüber. Es ist der wühlendste, aber edelste Neid, — ein Neid um die Seele.

9.

Fontanes James Monmouth entspricht nämlich durchaus nicht dem der Geschichte, und Fontane wußte das. Er hat den Stuartrebellen so dargestellt nicht wie er war, sondern wie er hätte sein können; wie er, Fontane, an Monmouth' Stelle gedacht und gehandelt hätte, — aber nur in dem Augenblick des Erregungszustandes. Denn die Erregung geht vorüber. James Monmouth wird Fontane, die große Gebärde stirbt und Fontane — schiebt bedächtig noch eine Strophe ein. Der poetische Monmouth ist größer als der wirkliche Fontane, die Künstler, also auch die Dichter sind Spiegel, und die Heldendichter sind Spiegel von Helden, von Menschen, von ihresgleichen. Der Mensch Heine muß vor sich selber, d. h. vor seinem bettelhaften Grenadier zurücktreten, er ist nur Dichter, also Spiegel von Taten, die er nicht zu tun vermöchte. Wer handelt, schweigt. „Deine Arbeit ist Gaukelwerk, der Schein weiche der Tat: Ich habe getan, was Du nur maltest (im Fiesko)." Je umfangreicher die Erdichtung von Helden ist (Epos, Dramen), je schlimmer für den Dichter, denn alle sind — Beschämer ihres Schöpfers. Daß diese Helden keine wirklichen sind, will für die Wertwägung nichts bedeuten, denn sie sind möglich. Das Sein etwa des Fliegers Immelmann, balladenhaft geformt, würde eine gute Ballade abgeben können, bei der aber die überragende geschichtliche Wirklichkeit den Dichter völlig zu Boden drücken müßte, ebenso eine Ballade über die Tsingtaukämpfer, außer es gäben eigene Taten dem Dichter die nötige Unbefangenheit. Das ist aber aus dem Grunde schlecht möglich, weil gerade die im Treffer den Gattungsausdruck findende Stimmung eines Balladendichters ihn derart der Wirklichkeit entfernt, daß er für ein tatkräftiges Handeln unbrauchbar wird. (Heine). Das letztere gilt natürlich auch von Kunstballadendichtern (K. F. Meyer), überhaupt von allen Dichtern. Dieses Wesen des Dichters, das ihn einer heroischen, aber mühseligen Wirklichkeit entzieht, liegt in der Forderung an Ausdauer begründet, die von der Wirklichkeit gestellt wird. Stimmung verfliegt nur allzuleicht vor rauhen Tagesforderungen, läßt dann aber eine nachhalte Öde zurück. Solcher Zwiespalt ist natürlich das Ungeeignetste für zielbewußtes Handeln. Und jedenfalls ist es leichter eine Ballade über Konradin zu dichten, als sich in gleicher Lage gleich würdig zu halten. Gerade der Zweifel, der Todfeind aller Stimmung, machte es den französischen Revolutionsopfern möglich, durch vollendete Haltung noch für heute balladenhaft zu wirken. Aus dieser untergeordneten Stellung des dichterischen Erregungszustandes gegenüber der Wirklichkeit erklärt sich auch die auffällige Tatsache,

daß gerade unter den Frauen so viele tüchtige Balladendichterinnen sind; es ist ihnen eben in der Wirklichkeit die Tat derart nicht möglich. Gesicherte, noch mehr hervorragende bürgerliche Stellung erleichtern zweifellos die Pflege heroischer Gefühle, welch letztere, wie alles Außergewöhnliche, im nüchternen Leben im Kampf ums liebe Brot nicht nur leicht ersticken, sondern ihren unglücklichen Träger sogar entwurzeln können (Kleist). Die hervorragende Beteiligung des Adels an der Balladendichtung freilich erklärt sich vielleicht nicht so sehr aus den Vorzügen des Besitzes als aus denen der Überlieferung. Deshalb findet man gerade beim Adel Persönlichkeiten, die solche nicht nur als Dichter, sondern auch als Menschen sind (Münchhausen).

10.

Es tritt also beim geschichtlichen Urbild Fontane hinter James Monmouth zurück; beim rein erschaffenen Heine vor seinem Grenadier. Denn Fontane würde als James Monmouth seiner ganzen Anlage nach kein Leben haben meistern können, als dessen Ausdruck die Ballade anzusprechen ist. Hebbel wäre nicht der übermenschlichen Treue fähig gewesen, die er seinem Hagen zulegt. Auf der anderen Seite stellte man sich den weichlichen Heine als napoleonischen Grenadier vor; eine Beresina-Nacht und seine Kaiserschwärmerei wäre in wahrhaft katonischen Haß gewandelt! Diese Gleichstellung ist freilich nicht so einfach, in Wahrheit wird z. B. Heine der Wunsch, napoleonischer Grenadier zu sein, aus den eben geschilderten Gegenvorstellungen heraus ferngelegen haben. Ein Bettler kann in seiner Stellung gefallen, ohne daß man an seiner Stelle zu sein wünschte. Wenn man jedoch schon ein solcher sein müßte, dann möchte man so sein wie er. Ob Wirklichkeit, ob Vorstellung der Ballade Inhalt gibt, ist also gleich; immer ist der Dichter untergeordnet, entweder einem Menschen von Fleisch und Blut, oder aber einem beschämenden, weil von ihm nicht zu verwirklichenden Gedankenbild. Zur näheren Klarlegung sei wieder mit mathematischen Zeichen gearbeitet.

Es sei a der Wert eines wirklichen Helden; b alles was der Dichter seinem Wesen und Wirken hinzufügt; c das, was er fortläßt; d der Held in dem Gedicht. Dann ist

$$d = a + (b - c).$$

Je wertvoller die Dichtung als Dichtung sein soll, unabhängig vom vorhandenen Geschichtsbild, desto größer muß der Wert von d sein, d. h., da a feststehend ist, der von b—c. Dagegen muß c kleiner sein als b; d. h. eine geschichtliche Persönlichkeit, die nur dann als heroischer Held zu wirken vermag, wenn man mehr Züge ihres Lebens fortzulassen hat als man ergänzen kann, ist zu einem solchen nicht geeignet (Robespierre). Ist $c > b$, so wird b—c negativ, also $d < a$, d. h. in einer wirklich gelungenen Ballade hätte der Held mit dem Geschichtsbild nicht viel mehr als den Namen gemeinsam. Daß $b = c$ wird, ist nur der Wirkung, nicht dem Umfang nach möglich, da niemand das fortlassen kann, was er zufügt. Denkbar ist dagegen $(b - c) = o$, d. h. $d = a$; hier würde der Dichter das geschichtliche Bild nur in Verse setzen, also völlig vor ihm zurücktreten. Sollte sich dennoch eine balladenhafte Wirkung ergeben, so würde das auch den Wert von a bedeuten; es würde also hier der äußerste Fall des Zurücktretens gegenüber der Wirklichkeit vorliegen (z. B. in einer Immelmann-Ballade). Eine durchschlagende Wirkung von $d = a$ bei $b - c = o$ bedeutet nichts anderes als den Ersatz dichterischer Stimmung durch die „Wirklichkeit".

Möglich ist noch folgende Kombination:

$$b - c > a, \text{ d. h. } d > 2a.$$

Dann würde verstärkt dasselbe erreicht wie bei $c < b$; denn dann würden eigene Guttaten dem geschichtlichen Urbild überwiegen (James Monmouth !), so daß es sich hier schon mehr um einen erdachten als geschichtlichen Helden handelt. Geschichtliche Dichtung erfordert die reine Formel $d = a + b - c$, wo $b - c > o$, aber auch $b - c < a$ ist. (Hopfen, Bauernschlacht !). Bestätigt findet man diese Formel vor allem in den Dramen von Shakespeare und Schiller; letzterer sagt: „Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Darum rührte mich Julius von Tarent mehr als Lessings Emilia, wenngleich Lessing ungleich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz ihr Freund". Sache eines Freundes ist, das Gute an seinem Freunde hervorzuheben ($+ b$) und das Ungute zu mildern ($- c$).

11.

Die Kombination $d > a$ und $d > 2a$, d. h. $a < d$ und $a < \frac{d}{2}$ läßt sich weiterführen, bis a als historische Persönlichkeit überhaupt verschwindet. Man kann hier zwar auch eine Formel $d = a + b - c$ finden, wo a dann aber den Dichter selber darstellt, der unter einer Maske sich selber schildert, doch nicht wie er ist, sondern wie er sein sollte. Da nun hier die Tat durch das Wort ersetzt wird, bleibt letzteres der ersteren unterlegen, deshalb haben in schwierigen Zeiten Dichter wie Körner, Löns, usw. stets die Folgerungen zu ziehen gewußt. Die Abneigung des täglichen Lebens gegen die Dichter besteht nicht ganz zu Unrecht, weil diese ihre ungemeine Erregbarkeit oft zum folgerichtigen, beharrlichen Handeln unfähig macht. Denn Gedichte entstehen nur aus Stimmungen; ein Dichter ist also Stimmungen unterworfen, auf deren Kommen und Gehen er nur geringen Einfluß hat, die ihn daher oft unvermutet überraschen können, wo sie bürgerliches Wirken behindern. Am schlimmsten sind daher die Dichter daran, die in ungünstiger Zeit kein Ohr finden (Kleist) oder deren Begabung nur eben groß genug ist, um sie dem Leben zu entfremden (Grabbe). Ohne Kampf können sich selbst die größten nicht durchsetzen (Schiller); der heroische Dichter aber ist deshalb so übel daran, weil er wie jeder Künstler hinter seinem Werk — und das sind wirkliche oder mögliche Menschen — zurücktreten muß. Nur ganz Große vermögen ihr Wort so zu gestalten, daß es als Tat empfunden wird. Auf manchen anderen Gebieten mag schon geistiger Durchschnitt sich ein befriedigendes und anerkanntes Betätigungsfeld schaffen (Medizin, Chemie). Genie entlädt sich zur Tat, bei Künstlern wie Malern und Bildhauern zum Werk, bei Dichtern und Schauspielern zum Wort; letztere stellen somit die unterste Stufe des Genies dar. (Hiergegen Lenau). Der heroische Dichter vermag sich aber immer damit zu trösten, daß heroische Dichtung nicht nur Geschichtliches zu richten vermag, sondern daß auch die Dichter und ihre Schöpfungen jederzeit zum Kulturbesitz ihres Volkes gehören.

12.

Noch einen anderen Trost gibt es, die alte Wahrheit „solamen miseris habere socios". Noch schlechter als der heroische Dichter ist der Schauspieler gestellt. Ist der Dichter nur Spiegel, so ist der Schauspieler nur Spiegel des Spiegels. Eine

fortgeführte Formel würde die Leistung des Schauspielers folgendermaßen ausdrücken:

$$g = d + e - f = a + (b - c) + (e - f) = a + (b + e) - (c + f).$$

Man sieht sofort, um wieviel verwickelter noch die Wertung einer Schauspielerleistung ist. Sein Geschöpf g enthält von dem Urbild a nur das, was er selber mit e — f und der Dichter mit b — c daraus gemacht hat. Je größer die Wirkung von g sein soll, desto größer wird (b — c) + (e — f) werden müssen. Da nun die Eigenleistung des Schauspielers abnimmt, je mehr sich b + e der Bedeutung nach an c + f nähert, weil bei (b + e) — (c + f) = o sofort g = a wird, also auch hier die Wirklichkeit den Schein erreicht, so ist der Schauspieler in Bezug auf den Erfolg seiner Leistung nur allzusehr von b und c, d. h. vom Dichter abhängig. Wenn in einem Drama des Dichters hinzufügendes b und fortfallendes c zu klein sind, aber auch die Standgröße (Konstante) a nicht genügt, muß der Schauspieler durch sein eigenes hinzufügendes e und fortlassendes f die Wirkung von g möglichst steigern. Auch hier ist eine doppelte Bedeutung der Größe a möglich, entweder die einer geschichtlichen Persönlichkeit oder die des verkleideten Dichters; immer also eines Menschen. Ist a ein erdachter Held, der verkleidete Dichter, so ist a deshalb eine Konstante, weil a, wenn auch keine historische, so doch gegebene Persönlichkeit ist. Wenn durch (b — c) + (e — f) > a auch g > 2a werden, d. h. die eigene Schöpfung des Schauspielers das feststehende Urbild a weit übertreffen kann, ist doch der Schauspieler immer wieder durch die Einbeziehung von b und c von dem Dichter abhängig. Er spiegelt durch + e und — f nur das Spiegelbild von a, das der Dichter mit + b und — c auf ihn als Wand wirft. Dabei ist die Wirkungsgestaltung von e und f von den Brettern herab beschränkter als die von b und c am Schreibtisch; einem schlechten Stück kann also ein guter Schauspieler kaum, höchstens ein genialer nützen. Umgekehrt ist ein schlechter Schauspieler weniger imstande, ein wirklich gutes Werk zu Grunde zu richten. Obwohl nämlich e und f in ihrem Wachstum behinderter sind als b und c, muß bei überragender Wirkung von d = a + b — c auch die Leistung e = d + e — f selbst dann noch erheblich sein, wenn e und f nur geringwertig sind. Denn im Verhältnis zu g sind eben auch b und c genau so feststehend wie a, da auf sie der Schauspieler keinen Einfluß hat.

Dieses Hineinbringen mathematischer Zeichen mag auf den ersten Blick als eine Kreuzigung beweglichen Lebens befremden. Es handelt sich aber dabei allein um Vergleiche, die ja immer nur Näherungswert geben sollen. Die Wirklichkeit ist um soviel verwickelter, daß man sie nur verzerrt auf starre Gerüste und Formeln zwängen kann; damit darf aber deren Nutzen an sich nicht bestritten werden. Und selbst eine so beziehungsweise Formel wie g = a + (b — c) + (e — f) kann uns ohne weiteres die Empfindlichkeit des Schauspielers gegen Kritik erklären; die Grenzen, die dem Wachstum von + e und — f gegenüber dem von + b und — c gesetzt sind, geben dem Schauspieler beim Zustandekommen von g einen geringen Einfluß, weil er von a, b und c durchaus abhängig ist. Mit anderen Worten, er muß durchaus hinter dem Dichter zurücktreten, wie dieser hinter der Wirklichkeit oder Möglichkeit zurücktritt. Er ist der Spiegel des Spiegels, und was kann ein Spiegel dafür, wenn er Nichtgefallendes zurückwirft?

ZWEI BEMERKENSWERTE GESCHICHTSWERKE
EINE KRITISCHE WÜRDIGUNG

Von Prof. Dr. A. Wolfstieg, Geh. Regierungsrat

Georg Steinhausen: Geschichte der deutschen Kultur. 2. neubearb. u. verm. Aufl. Bd 1. 2. Leipzig u. Wien: Bibliogr. Institut 1913 8°. M 20.—.

1. Mit 86 Abb. im Text und 10 Taf. in Farbendr. u. Kupferätz. XII, 428 S.
2. Mit 127 Abb. im Text und 12 Taf. in Farbendr. u. Kupferätz. VIII, 536 S.

Georg Weber's Weltgeschichte in zwei Bänden vollständig neu bearb. von Ludwig Rieß. Bd 1. 2. Leipzig: Engelmann 1918 8°. M 47.—.

1. Altertum und Mittelalter XXI, 1060 S.
2. Neuzeit und Neueste Zeit. XXV, 1153 S.

Friedrich Paulsen hat in seiner Einleitung in die Philosophie den Begriff und das Wesen dieser Wissenschaft als den stets wiederholten Versuch hingestellt, ein Ganzes von Vorstellungen und Gedanken über Gestalt und Zusammenhang, über Sinn und Bedeutung aller Dinge zu gewinnen. Wenn nun auch zwischen Philosophie und Geschichte — selbst Kultur- und Geistesgeschichte — schon der wesentliche Unterschied obwaltet, daß jene es mit theoretischen Abstraktionen, mit reinen Vorstellungen und Gedanken über reale Dinge, wenn auch auf Grundlage der Erkenntnisse derselben sich spekulativ beschäftigt, diese es aber mit realen Tatsachen des Weltgeschehens selbst zu tun hat, daß jene mit der Konstatierung und Erklärung von Kausalreihen, Gesetzmäßigkeiten und Begriffen konstruktiv, diese aber mit Willensakten nach bestimmten Zwecken, Spontaneitäten und Zufälligkeiten genetisch befaßt ist, so tritt doch bei beiden deutlich die gleiche wissenschaftliche Notwendigkeit hervor, den stets zu wiederholenden Versuch zu wagen, ein Ganzes von Vorstellungen und Gedanken über den durch unablässige Einzelforschungen gewonnenen Stoff zu gewinnen. Niemand wird den hohen Wert tüchtiger Einzelforschung leugnen, die ja immer die Grundlage aller Wissenschaft bleiben wird, weil sie allein im Stande ist, tief zu schürfen und wirkliche geistige Brunnen zu graben, aber auch über die Nützlichkeit und Notwendigkeit der Gesamtdarstellung ist man sich selbst für den Fall ganz einig, daß jede Generation diesen Versuch der Zusammenfassung erneuern muß, weil ihr die vorliegenden zusammenhängenden Arbeiten der Väter wegen der vielen neugewonnenen Resultate und Gesichtspunkte, welche neu entdeckte Quellen und Methoden ermöglicht haben, veraltet und überholt erscheinen. Allerdings bietet die Gesamtdarstellung viele Schwierigkeiten und Gefahren für den Autor selbst. Steinhausen hat ganz recht (S. VIII), wenn er behauptet, daß die Vorbedingung solcher allgemeinen Darstellungen immer die solide Grundlage bleibt; leere, herausgekelterte Allgemeinheiten, bloße mehr oder weniger objektiv gestaltete Werturteile oder gar nackte moralische Plattitüden können da gar nichts nützen, sondern allein das Bewegen auf dem starken Fundamente gewissenhaft gesammelter, durchdachter und ausgenutzter Einzelforschung bezeichnet und garantiert das Gelingen eines solchen Werkes.

Dazu kommt die Gefahr, daß der Verfasser derartiger Zusammenfassungen sich vielfach mit Quellen aus zweiter Hand begnügen und sich auf Vorarbeiten verlassen muß, was doch zur Folge haben kann, daß er selber irre geführt wird und damit andere irreleitet, ganz abgesehen davon, daß die historischen Fragen falsch gestellt und die Probleme schief und verschroben werden, was doch die Wertung von Personen und Tatsachen außerordentlich ungünstig beeinflussen

dürfte. Eine Gesamtdarstellung historischen Inhalts ist eine fast zu große Aufgabe selbst für einen mit großen Kenntnissen ausgestatteten und durch Übung gewandt gewordenen Gelehrten; dennoch muß sie gewagt werden. Die Verfasser der beiden vorliegenden Werke sind sich der Schwierigkeiten ihres Unternehmens offenbar bewußt gewesen; um so größer ist ihr Verdienst, das sie sich durch ihre wohlgelungenen Werke um das deutsche gebildete Publikum und die Gelehrtenwelt erworben haben. Beide Bücher beruhen auf einer geradezu ungeheueren Sammlung von historischen Stoffen, Tatsachen und Beobachtungen. Quellenpublikationen, Darstellungen und Einzelforschungen sind wohl durchforscht und berücksichtigt worden. Man merkt es den Arbeiten an, daß ihre Verfasser es für notwendig erachtet haben, um nur einen Satz oder ein paar Zeilen niederzuschreiben, ganze Bücher, ja oft ganze Literaturen durchzustudieren; damit sie den Gesamtstoff vollständig überblicken, die Probleme scharf erfassen und möglichst einleuchtend und künstlerisch darstellen konnten haben sie mit großer Umsicht Material herbeigeschafft. Allein das kommt nur auf Rechnung ihres Fleißes, ihrer Gewissenhaftigkeit und ihrer Hingabe an ihre Aufgabe, die ihnen selbst wie die unentbehrlichen Verbindungen ihres Berufes zur Sache erschienen sein werden; die eigentliche Schwierigkeit begann erst in dem Herrwerden über diesen Riesenstoff durch Sichtung und Zusammenanlegung und darin, wie sie diesen Teil ihres Unternehmens bewältigt haben, liegt ihre eigentliche persönliche Arbeit und ihr großes Verdienst. Steinhausen stand hier überhaupt vor einer ganz neuen schöpferischen Leistung, da es vor seinem Werke eine eigentliche deutsche Kulturgeschichte, die den Bedürfnissen eines gebildeten Deutschen und den wissenschaftlichen Anforderungen zugleich genügte, einfach nicht gab. Denn was vorhanden war, lag entweder reichlich mit politischer Geschichte untermischt, lediglich als deren Konnex vor, weil man der Ansicht war, daß die äußeren Vorgänge nicht nur auf die Denkweise und die Kultur des Volkes einwirken, was richtig wäre, sondern sie fast allein bedingen, was falsch ist; oder aber es ergab, wenn nicht überhaupt dilettantische Liebhabereien und Spielereien geboten wurden, das erst beginnende Studium der Kulturgeschichte wohl kulturgeschichtliche Bilder, aber kein Gesamtbild, wie bei W. H. Riehl. Riess hatte freilich die früheren Auflagen von Webers Weltgeschichte auf seinem Arbeitstische, aber er sah sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, das ganze Werk nicht nur mit dem Inhalte der Resultate der geradezu massenhaften neueren Einzelforschung zu füllen und zu ergänzen, sondern auch den räumlich durch die Einbeziehung des fernen Ostens erweiterten, inhaltlich durch die Verbesserung der Methoden vertieften, geistig durch die Behandlung von Geistes-Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gehobenen Stoff vollkommen, man möchte sagen: bis auf das letzte Wort umzuarbeiten. Dazu kam die Notwendigkeit, die bisher innerhalb der einzelnen Länder rein chronologisch durchgeführte Darstellung zu einem synchronistischen Aufbau umzuschaffen, einer der schwierigsten Aufgaben, die wir kennen, weil sie einen klaren und sehr weitschauenden Blick, große methodische Vorsicht und Umsicht und künstlerische Anschauung neben wissenschaftlicher Übung voraussetzen. Diese Aufgabe ist hier von Riess einfach glänzend gelöst.

Steinhausen hat sich nun seine Arbeit verständigerweise dadurch erleichtert, daß er sich als Meister seines Faches streng auf das beschränkte, was die Kulturgeschichte anging. Indem er die politische Geschichte ganz und gar aus dem Werke ausschaltete, machte er endlich mit dem Begriffe der „Kulturgeschichte", wie er

von ihm und seinen Freunden im „Archiv für Kulturgeschichte“ vertreten wird, völlig Ernst und erreichte so ein geradezu vollkommenes Bild der inneren Entwicklung des deutschen Volkes. Hier war weniger wirklich mehr. Aber das Objekt, für seine Untersuchung faßte er doch reichlich weit. Freilich sind ihm nicht die Millionen von Tatsachen, aus denen sich die „Kultur“ des Volkes zusammensetzt, nur weil ihre Ursprünge in der Vergangenheit liegen, zugleich Gegenstände der Kulturgeschichte, aber er läßt doch seine Untersuchung an alles das herantreten, was sich auf das Werden und Wachsen des heutigen deutschen Menschen und des gesellschaftlichen Zustandes in unserem Vaterlande bezieht.

Nach Steinhausen besteht die Kulturgeschichte eines Volkes aus dem außerpolitischen Leben eines Volkstums, aus Bildungs-Wirtschafts-Sitten- und Gemütsgeschichte. Indem ferner der Verfasser dann die fremden Kultureinflüsse auf das reine Deutschtum so viel als möglich aus seinem Bereiche ausschaltete, legte er das Muskel- und Nervensystem des kulturellen Körpers des deutschen Volkes ohne Rücksicht auf Gleiches oder Ähnliches bei anderen Nationen als ein individuelles System bloß und konnte auf diese Weise nicht nur den inneren Aufbau desselben als nirgends wo anders vorkommende Spezifikation nachweisen, sondern auch zeigen, welcher schöpferischen Leistungen dieser Körper fähig gewesen ist und fähig bleibt. Natürlich ließ sich der Einfluß der fremden Kultur in der Darstellung der Entwicklung des deutschen Menschen nicht völlig ausschalten, weil er nun einmal doch vorhanden ist, aber das Reinnationale in unserem Kulturleben ist hier doch prachtvoll betont und herausgearbeitet worden.

Wer nun vermutet, daß der Verfasser lediglich chronologisch oder nach Gruppierungen der Stoffarten gearbeitet hat und so die Zeitabschnitte — Kulturzeitalter, sagt Lamprecht — etwa in verschiedene, ich möchte sagen: kinomatographisch zerlegten Einzelbildern auf und nebeneinander folgen läßt, täuscht sich sehr. Steinhausen ist durchaus der Ansicht, daß geistige und kulturelle Strömungen in einem Zeitabschnitte niemals rein erscheinen, sie schieben sich in und über einander, wie geologische Formationen. Das Alte, das überwunden ist und zunächst auf den ersten Blick tot erscheint, existiert immer noch und ist meist nur gelähmt oder gehindert, und ganz Neues, Futuristisches drängt schon wieder weit über die Stufe hinaus, die soeben erst erreicht ist. So bestehen meist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in jeder Epoche nebeneinander, sehr häufig nicht einmal gesondert, sondern je nach Temperament, Laune, Geschmack, ja oft in Folge vollständiger Gedankenlosigkeit einzelner Volksgruppen oder einflußreicher Einzelner — die Persönlichkeit ist aus dieser Kulturgeschichte durchaus nicht ausgeschaltet — kommen Mischungen in den Strömungen und kaleidoskopisch sich verschiebende Bilder in dieser Darstellung vor, die man zunächst nicht für möglich halten sollte. Daher das viele „Neue“, welches das Buch aufweist, über welches sich die meisten Rezensenten der ersten Auflage des Buches und kundige Leser so sehr gewundert haben. Steinhausen selbst bemerkt dazu, daß dieses Empfinden des „Neuen“ in seinem Werke nur ein Zeichen dafür sei, wie wenig die innere Entwickelung unseres Volkes doch dem einzelnen Deutschen vertraut sei. Diesen Mangel zu beheben ist die vornehmste Absicht der Arbeit.

Sehr betont ist der Einfluß des Landschaftlichen auf die Kulturgeschichte, die Einwirkung der Beharrlichkeit der bloßen örtlichen Volksgruppen, welche eigentlich die Mode und die Methode der Lebenskunst beherrschen. Hier ist das Lebendigbleiben des Überwundenen fast selbstverständlich, das Konservieren

des Alten, des oft nunmehr Unverstandenen neben dem Neuen die Regel. Früher noch mehr als jetzt. Wie der Sprachforscher die Mundarten, so muß der Kulturhistoriker die Volksgruppierungen um dieses Haften an den Schätzen der Vergangenheit willen gar sehr beachten.

Aber nicht nur der Partikularismus der Stämme und deren Unterteile wirkt für unsere kulturelle Entwicklung stark erhaltend und retardierend, sondern auch das Örtliche, das Landschaftliche, das nichts als Geographische. Darum schon — man könnte auch noch andere Gründe dafür geltend machen — schickt der Verfasser mit Recht jedem seiner beiden Bände eine Darstellung der deutschen Landschaft und ihrer Geschichte voraus. Das ist sehr wichtig, daß sich dieses Bild in dem Leser festsetzt und bei der Lektüre immer im Auge behalten wird. Gerade bei dem Reichtume an Verschiedenheit der Örtlichkeit in Deutschland bleiben kulturelle Werte unseres Volkes in den örtlichen Gruppen stecken. Der Älpler aus Tegernsee kann mit dem besten Willen nicht so seine Kultur verändern, wie der Märker, der Thüringer nicht so, wie der Rheinländer oder der Ostpreuße. Selbst wenn man die Völkermischungen, wie Germanen und Kelten, Germanen und Slawen, und die Vermengung der Namenselemente, die in den beiden „Franken" besonders zu Tage tritt, nicht in Betracht ziehen wollte, so bleibt doch aus rein geographischen Gründen in Deutschland immer eine starke Trennung auch der Kultur, eine Trennung, die in der Darstellung sehr zu berücksichtigen war. Das hat Steinhausen in vollem Maße getan. Das Bild, das dadurch entsteht, wird damit ein sehr mannigfaltiges und buntes, entspricht darum aber um so mehr der Wirklichkeit. Man sieht diese Leute in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes in Anschauung, Lebensweise, Sitten und Gewohnheiten verschieden sich entwickeln und überschaut genau die Gründe, weswegen die Entwickelung so erfolgte und nicht so, wie im Nachbargebiete oder wo anders.

Diese starken Örtlichkeitsunterschiede bei uns ohne Zentrum, wie es Frankreich in Paris besitzt, erklärt dann auch zum Teil die Leichtigkeit des Eindringens fremder Kultureinflüsse in die verschiedenen Gegenden. Es ist dieses Faktum durchaus nicht allein auf Rechnung der einzelnen Fürstenhäuser, wie des pfälzischen für die französischen, des welfischen für die englischen, des luxemburgisch-böhmischen für die italienischen Einwirkungen zu setzen, sondern vor allem und häufig auf das Konto der örtlichen Verhältnisse. Diese allein machen es oft schon verständlich, daß man fremden Kulturen Einlaß bei sich gewährte und ausländisches Gut trotz prächtigen Eigenbesitzes anlieh. Die einzelnen Teile des Volkes, auf sich gestellt, waren zum Widerstande zu schwach, zumal der Deutsche ja leider eine starke Vorliebe für das Fremde zeigt und sich häufig allzuleicht anschmiegt. Aber auch sonst ist das Örtliche von entscheidendem Einflusse auf unsere Gesamtentwicklung. Daraufhin sehe man sich auch einmal die Geschichte der deutschen Siedlung, der deutschen Renaissance, Architektur, Lebensweise, Mode, ja selbst der deutschen Wissenschaft an: was man z. B. in Köln in Bezug auf die letztere leistete, war ganz etwas anderes, als was in Tübingen oder Frankfurt a. O. oder späterhin in Erfurt oder Wittenberg gedacht und geschaffen wurde. Nun gar Leipzig und Zürich, der polite Kleinpariser und Breitinger: welcher Unterschied! Trotzdem blieb bei den Deutschen immer, wenn nicht das Bewußtsein, so doch die unbestimmte Idee des Zusammenhanges und das Sehnen nach nationaler Einheit auch in vielen kulturellen Dingen und im Geistigen lebendig. Namentlich seit Luther, wo die gemeinsame Sprache je länger je mehr wirksam wurde, und der

gemeinsame, sich reichlich vermehrende Schatz deutscher Literatur und Kunst als Eigentum der ganzen Nation angesehen werden konnte. Daher rate ich Herrn Direktor Steinhausen, in einer neuen Auflage des Werkes ein ganzes Kapitel einzufügen, welches trotz des Nachweises dieser unheilvollen landschaftlichen Zerrissenheit Deutschlands einmal im Zusammenhange das Suchen der Deutschen nach einer literarisch-künstlerischen und kulturellen Hauptstadt im Laufe der Jahrhunderte behandelt von Aachen über St. Gallen, Gandersheim, Wartburg, Wien, Prag, Köln, Erfurt, Wittenberg, Leipzig, Hamburg, München bis Berlin.

Es war nicht die Absicht des Verfassers eine bloße Zusammenschweißung von Sitten-Kunst-Literatur-Religions-Wirtschaftsgeschichte usw. zu bieten, sondern vor allem die aufbauenden, lebendigen Mächte nachzuweisen, welche die Kultur und unser Volkstum geschaffen haben. In den Zusammenhängen und den Strömungen liegt der Kern des Buches. So nahe sich oft auch die Methode mit der „naturwissenschaftlichen" Geschichtsschreibung, wie sie Du Bois-Reymond verlangte, berührt, niemals hat doch Steinhausen den Ehrgeiz gehabt, wie Buckle, Gesetze zu finden. Er war und blieb einfach Historiker: der deutsche Mensch war sein Ziel, die konstitutiven Elemente der Kultur des deutschen Volkstums aufzuweisen der Zweck der Arbeit.

Es trifft sich gut, daß diese zweite Auflage im Jahre 1913 erschien; so schließt sie das Alte voll umfassend gerade in dem Augenblicke ab, wo das deutsche Volk noch voll und ganz sich selbst gehörte. Es war auch so nur möglich, daß die Verlagsbuchhandlung dem Werke eine so wundervolle Ausstattung zu geben vermochte; wir verdanken ihr, namentlich den die lebendige Anschauung doch sehr fördernden Bildern sehr viel.

Im ganzen ist das Buch eine stolze deutsche Leistung, voll Geist und Klarheit, ein Buch, das sicher zu den besten in der darstellenden Literatur der deutschen Geistesgeschichte gehört und lange Zeit seinen ersten Platz behaupten wird. Es ist nicht nur ein Nachschlagewerk ersten Ranges, ein Leitstern für die Diskussion, sondern auch eine immer anregende Lektüre für jeden gebildeten Leser. Es hinterläßt nur Freude nach seinem Genusse.

Ein gleiches Urteil kann man durchaus über den neuen Weber-Riess fällen; auch das ist ein Werk für das Volk in allen seinen Teilen und wohl geeignet, Bildung zu erzeugen, wie jenes, und doch zugleich in der Lage, dem Gelehrten durch Aufweisung neuer Gesichtspunkte Fingerzeige zu geben, die ihm sehr nützlich werden können. Der Wert dieses Buches liegt nicht sowohl in der Vollständigkeit der Sammlung des ungeheueren Stoffes und dessen tadelloser Verarbeitung, sondern vornehmlich in der großartigen Pointierung innerhalb des Verlaufes des weltgeschichtlichen Geschehens, in der Wertung der einzelnen Personen und Tatsachen und in der ausgezeichneten Gliederung des Materials, wodurch Gesichtspunkte und Ausblicke entstehen, die geradezu überraschend sind und uns auch hier vieles als ganz neu erscheinen lassen, was uns längst bekannt war. Es geht dem Leser bei der Lektüre dieser Weltgeschichte ungefähr so, wie es den alten Griechen beim Anblicke ihrer dramatisierten alten Sagen gegangen sein mag: man kannte alle oder fast alle diese alten Geschichten ganz genau, aber so, wie der Künstler sie zeigte, waren sie doch ganz etwas Neues. Es liegt aber dieses Neue auch in der Anhäufung einer großen Menge wirklich neuen Materials.

Man kann Weltgeschichte aus den verschiedensten Gesichtspunkten heraus schreiben: pragmatisch und genetisch, einfach darstellend, chronologisch und syn-

chronistisch, oder wie Lorenz wollte, nach Generationen, wie Ranke es machte, nach Epochen, oder auch vergleichend unter Hervorhebung gewisser Werte, wie häufig unter Betonung des Staates als politische Historie, unter Aufweisung der Wandlung der Lebensweise und der geistigen Gesichtspunkte als bürgerliche Geschichte, oder etwas einseitig als Geistes-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, ja selbst nach der Form als Verfassungs- u d Organisationsgeschichte — ganz gleich: man wird immer nur Erfolge erzielen, wen man innerlich wahrhaftig und ganz objektiv innerhalb des Rahmens der Tatsachen bleibt. Eine Tendenz, etwa im Sinne Lessings, durch die Weltgeschichte die Erziehung des Menschengeschlechts darstellen zu wollen, ist heute natürlich ganz ausgeschlossen; auch Schlossers Art, Weltgeschichte zu schreiben, um Moral zu predigen oder moralisch zu wirken, wäre heute unmöglich. Niemand hat als Geschichtsschreiber das Recht, die Dinge etwa um der Ethik oder gar um der Partei willen im besonderen Lichte erscheinen zu lassen oder sie anders zu deuten, als der Zusammenhang der Tatsachen das ergibt. Der Historiker darf keinen anderen Standpunkt haben als den des Verständnisses der Zeit, in der er sich befindet, und den der Wissenschaft, nach deren Resultaten er urteilen kann. Das ist allgemein anerkannt und doch schwer innezuhalten, weil alles Werten Glauben, aber nicht Wissen ist, und jedermann durch Geburt, Stellung, Lebens- und Weltanschauung, Temperament u. dgl. Interessen hat, die er in seiner Arbeit nicht verleugnen kann. Es gehört die Größe eines Ranke dazu, um fortdauernd objektiv zu bleiben; selbst H. v. Treitschke konnte man mit einem gewissen Rechte einen idealisierten Schlosser nennen, und Lamprecht ließ sich durch seinen nach Comte orientierten positivistischen Standpunkt verleiten, Wertungen vorzunehmen, die den Gesichtspunkt von den Männern, die die Geschichte machen, auf die Masse lenkten, ganz zu geschweigen von dem materialistischen Standpunkte eines Mehring oder den kirchlich-orthodoxen eines Janssen oder Pastor. Soviel von der Objektivität in der Geschichtsschreibung auch die Rede ist, so selten ist sie. Riess hatte sich in dieser Beziehung selbst vorher gehörig vorbereitet. Indem er in seinem vor einer Reihe von Jahren erschienenen Lehrbuche der Historik sich in die Probleme der Historiographie gründlich versenkte, sich die Gefahren, die er laufen konnte, ins Bewußtsein rief, die Methoden der Geschichte und der Philosophie, insbesondere die der Psychologie gehörig studierte, machte er sich zum geeigneten Arbeiter für das Unternehmen, das seiner hier wartete. Das Werk Webers, der ganz in der Heidelberger liberalisierenden Schule steckte, wurde bei Riess in die besten Hände gelegt, weil er wohl von vornherein willens war, es zur Werkstatt Rankes zu überführen, ohne daß doch die bildende Absicht, wie sie Weber gewählt hatte, äußerlich mehr als nötig verändert wurden. Aber innerlich ist — dem Laien kaum merklich — das Werk ganz umgewandelt. Die Popularität des Buches hat durch die Neubearbeitung, die es innerlich umgestaltete, ebensowenig Schaden erlitte wie seine Wissenschaftlichkeit; im Gegenteil: die Objektivität hat durch Ausscheidung der liberalen Tendenz gewonnen, die Methode ist strenger geworden und der Stoff ist ganz wesentlich erweitert.

Die immer nach dem Künstlerischen und Einfachen strebende Darstellung des Verfassers ist leicht, in der Art bisweilen vergleichend. Dadurch gewinnt der Stoff an Interesse. Doch sind die gewagten Vergleichungen — in der Geschichte zu vergleichen ist immer etwas gewagt — nicht an den Haaren herbeigezogen, sondern sie erscheinen besonnen und sich von selbst zu ergeben, wie der Verfasser sie durchführt. Riess berücksichtigt dabei — und insofern geht er über Ranke hinaus —

nicht nur die politische Geschichte, sondern alle Gebiete: Geistesgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Verfassungsgeschichte usw., außer der eigentlichen Kulturgeschichte. Aber vor allem die religionsgeschichtlichen Partien scheinen mir besonders hervorragend betont und behandelt zu sein. Hier zeigt sich Riess sehr als der Schüler seines Meisters Ranke, der seine Weltgeschichte ganz unter den Gesichtspunkt der staatlichen und religiösen Interessen stellte.

Ein Hauptverdienst der Neuauflage des Werkes liegt darin, daß auch räumlich das weltgeschichtliche Thema dadurch erweitert ist, daß Riess zum ersten Male die ostasiatischen Vorgänge (Indien, China, Japan usw.) in dasselbe einbezog. Das ermöglichte ihm, vieles aufzuklären, was bisher dunkel geblieben war. Und für solche Erweiterung des Gesichtskreises der Weltgeschichte war er auch der rechte Mann, weil er 15 Jahre lang als Professor an der Universität Tokio mit vielem Erfolge gewirkt hatte.

Es half ihm auch bei seiner schwierigen Arbeit, daß er lange Zeit der Herausgeber des Deutschen Geschichtskalenders gewesen war. Das hatte ihn praktisch belehrt, unter den Quellen verständige Auswahl zu treffen. Auch das ist nicht so selbstverständlich, wie es scheint, namentlich innerhalb der neueren und neuesten Geschichte, wo ihr Strom riesig anschwillt. Man muß da manches still beiseite legen, was andere vielleicht für brauchbar, ja wertvoll halten. Die Quellenscheidung bedarf eines gewissen Scharfblicks und einer großen Schulung. In dieser Hinsicht ist doch die Geschichte Wilhelms I. bei dem embarras de richesse von Quellen ganz anders zu behandeln als die des Perikles, wo bei aller Helligkeit des historischen Lichtes doch ein gewisser Quellenmangel vorliegt und jede Inschrift, jede künstlerische Darstellung usw. neben Thucydides für die Lösung der historischen Fragen berücksichtigt werden kann und darf, ganz gleich, von welchem Werte oder von welcher Tendenz die Quelle ist, eine Eigenschaft, die eben an ihr dann erst festgestellt werden muß, während man in der neuesten und neueren Geschichte Schandschriften, Fälschungen, Treppenwitze, Unbedeutenheiten u. dgl. ganz beiseite lassen kann und eventuell beiseite lassen muß. Ja, manches wohl brauchbare Quellenstück wird man fortschieben müssen, weil es einfach unmöglich ist, alles zu benutzen und alle Verhältnisse zu berücksichtigen. Es gehört aber zu der Auswahl innerhalb des riesigen Materials viel Takt, große Kenntnisse, Gerechtigkeitssinn und große Umsicht, und die hat Riess in hervorragendem Maße bei seiner Arbeit bewiesen.

Auch in der Interpretation der Quellen und in der Zusammenstellung der daraus gewonnenen Tatsachen hat Riess eine glückliche Hand gehabt, so daß vieles in ganz neuem Lichte erscheint. Namentlich die historischen Zusammenhänge sind ausgezeichnet herausgearbeitet und oft von überraschender Verbindung. Am schwächsten erscheinen mir noch das spätere Mittelalter und die Renaissance, wo manche neueren Forschungen, wie die von Burdach, Morf u. a. vielleicht übersehen sind. Hervorzuheben sind aber alle Partien, die mit der jüdischen, englischen und japanisch-chinesischen Geschichte zusammenhängen. Hier bewegt sich Riess offenbar auf ureigenstem Forschungsgebiete. Dazu kommt die aufmerksam beobachtete Zeitgeschichte seit der Begründung des Deutschen Reiches, die bis zum Weltkriege in dem Werke fortgesetzt ist.

Ich habe kein Bedenken, die beiden vorliegenden Werke auf das angelegentste zu empfehlen. Es ist ja eine verhältnismäßig hohe Summe, die man anlegen muß, wenn man sie seiner Bibliothek einverleiben will, aber die Ausgabe lohnt sich selbst für den Laien, weil ihre Lektüre nicht nur äußerst nützlich ist, sondern auch, wie gesagt, einen hohen Genuß bereitet.

LITERATUR-BERICHTE DER COMENIUS-GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON
FERDINAND JAKOB SCHMIDT
VERLAG EUGEN DIEDERICHS IN JENA

XI. Jahrg. Berlin, im März 1919 Nr. 2

Diese Berichte erscheinen Mitte jeden Monats mit Ausnahme des August und September. Sie gehen an größere Volksbibliotheken, Bücherhallen usw.

Zuschriften, Sendungen usw., sind zu richten an die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 55

Ästhetische Gesichtspunkte in der englischen Ethik des 18. Jahrhunderts. Von Dr. THERESE ZANGENBERG. Langensalza: Beyer 1918. 88 S. 8⁰. M 1.60. (Pädag. Magazin, H. 671.)

Gegenstand dieser Arbeit sind die englischen Ethiker des 18. Jahrhunderts, und zwar sollen sie in Hinblick auf ein bestimmtes Problem, die Grenzlinie zwischen ethischer und ästhetischer Beurteilung betrachtet werden. Scharf und entscheidend ist dieses Problem bekanntlich erst von Kant gelöst, und darum geht die Verf. richtig von diesem aus, um den Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sie dann Shaftesbury, Hutcheson, Hume, Smith und Home beleuchten kann. Im allgemeinen hat sie deren Ansichten wohl richtig dargestellt und auch treffend beurteilt. Zum Schlusse geht Frl. Z. dann auf das Verhältnis von Kant zu Schiller ein, der die beiden Hälften des Kalonkagathon, die Kant getrennt hatte, wieder zusammenzuleimen versuchte.

Wolfstieg

Der Aufgang in das geistige Leben oder die Fahrt nach dem heiligen Gral durch die Kunst, Religion und Wissenschaft. I. Eine Apotheose deutscher Kathedralen-Baukunst im 13. Jahrhundert. II. Die enthüllten Bau- und Tempelgeheimnisse des Münsters zu Freiburg i. B. Von CHR. LOUIS HERRE, Freiburg i. B. Mit 13 Abb. u. Tab. Freiburg i. B.: Magnum Opus-Verlag 1918. 74 S. 8⁰. M 4.50. (Forschungsergebnisse zum Münster in Freiburg i. B. Nr. 2.)

Ein sehr merkwürdiges Buch. Der Verf. hat offenbar die tiefgehendsten Studien, sowohl theoretische in alten Schriften, namentlich in Albertus Magnus mathematischen Werken, als auch praktische im Freiburger Münster selber gemacht und bietet sich in dieser Arbeit selber als ein zuverlässiger Führer an, indem er uns die Maßverhältnisse, die zahlreichen Figuren, ihre Symbolik und ihre Bedeutung für das Ganze der „Fahrt" zu erläutern versucht. Alles höchst interessant und, wenn man es so liest, mag es auch leidlich scheinen. Dem Kenner ist aber trotzdem manches verdächtig. Daß er eine Bauhütte von einer Freimaurerloge nicht zu unterscheiden weiß (S. 12), darf man ihm ebensowenig übel nehmen, als wenn er die heilige Zahl 27 auf 3 × 9, statt auf 3 × 3 × 3 zurückführt (S. 44) oder auf S. 62 die 16 auf 2 × 4 × 2 (statt auf 4 × 4) zurückführt, denn das kann er nicht wissen; aber so manche anderen Dinge

sind sehr verdächtig, falsch gedeutet zu sein. Im ganzen aber wird man doch, um dem Verf. gerecht zu werden, sagen müssen, daß das mühevolle Buch eine fleißige und tüchtige Arbeit ist, wohl geeignet, den Leser in die Symbolik des gotischen Baues einzuführen und ihn den Gang des Lehrlings, des Gesellen und des Meisters mit Erfolg antreten zu lassen. Ich habe das Buch mit Vergnügen gelesen. Wolfstieg

LAMPRECHT, KARL, Rektoratserinnerungen. Herausgegeben von Dr. ARTHUR KÖHLER. Verlag Friedr. Andreas Perthes, A.-G, Gotha 1917. 76 S.

LAMPRECHT, KARL. Eine Erinnerungsschrift von RUDOLF KÖTZSCHKE und ARMIN TILLe. Verlag Perthes, o. J., 35 S. M 1.—.

Die erste der beiden Schriften ist aus dem Nachlaß des 1915 verstorbenen Leipziger Historikers herausgegeben und enthält in bunter Reihe Aufzeichnungen über Erlebtes und Erstrebtes in seinem Rektoratsjahr 1910/11. In reicher Fülle ziehen Bilder und Gedanken an dem Leser vorüber. Sie bewegen sich nach zweierlei Richtung. Einmal schildert Lamprecht, teilweise recht interessant und farbenreich, Erlebnisse, Stimmungen, Natureindrücke von den Reisen, die er als Vertreter Leipzigs bei den Universitätsfesten in Christiania und in St. Andrews in Norwegen und Schottland gemacht hat. So hübsch sie sind, so fallen sie teilweise doch etwas aus dem Rahmen heraus, soweit sie sich nicht unmittelbar auf Sitten und Gebräuche bei den Jubiläen selbst beziehen. — Der andere und wertvollste Teil des Büchleins zeigt uns Lamprecht in seiner Tätigkeit als Rektor. Entsprechend seiner Eigenart faßte er von vornherein den Entschluß, nicht nur zu repräsentieren, sondern zu regieren. Den Niederschlag seiner Tätigkeit und seiner Arbeiten finden wir hier. Da hören wir seine Ansichten über die heutigen Aufgaben der Wissenschaft und der Universitäten, über Reformen der letzteren im äußeren und inneren Betrieb, über das Wesen des heutigen Studententums und seine sozial-wirtschaftliche Umgestaltung in den letzten Jahrzehnten, über Reformen auch in der Stellung der Dozenten. Wir erhalten einen Einblick insbesondere in die vielfachen Anregungen, die Lamprecht in all diesen Punkten in Leipzig gegeben hat: in die Anbahnung der Verlegung der Universität hinaus vor die Tore, in die Organisation der Studentenschaft und vieles andere mehr. Die Arbeit ist sehr lesenswert.

Die zweite Schrift ist dem Andenken Lamprechts gewidmet. Im ersten Teile schildert Kötzschke vor allem in großen Zügen Lamprechts wissenschaftliche Entwicklung, seine Werke, seine Bedeutung für die Geschichtswissenschaft und seine Stellung im und zum geistigen Leben seines Volkes. Kötzschke, der über zwei Jahrzehnte in regem beruflichen und freundschaftlichen Verkehr mit Lamprecht gestanden hat, kann hier aus reicher und tiefer Kenntnis des Forschers und Menschen schildern. Die Ansichten über Lamprechts Leistung gehen ja noch weit auseinander, und nicht jeder Fachgenosse wird in allem Kötzschkes Beurteilung (der übrigens auch Schwächen nicht verschweigt) zustimmen. Daß Lamprecht aber eine ganz eigenartige, bedeutsame, infolge seiner Impulsivität zwar nicht selten fehlgreifende, aber doch auch im höchsten Maße anregende Persönlichkeit gewesen ist, sieht man ebenso aus diesem Nekrolog Kötzschkes wie aus den warm empfundenen dankbaren Worten, die Armin Tille als ehemaliger Schüler dem Lehrer Lamprecht im zweiten Teile gewidmet hat. Hier tritt er uns vor allem als akademischer Lehrer, besonders im Seminar entgegen. Wir hören, wie er in hervorragendem Maße anzuregen wußte, wie er die enge Verbindung mit seinen Schülern aufrecht erhielt, wie er mit unermüdlicher Tatkraft seine große Organisationsgabe nutzbar zu machen verstand. So mag er wohl ganz besonders seinen Schülern das gewesen sein, was Kötzschke von ihm rühmt: „ein Lebenswecker von wahrhaft schöpferischer Seelenkraft“. Wilh. Steffens-Wilmersdorf

Religion und Christentum. Von GEORG SULZER. Verlag der Buchhandl. des Schweiz. Grütlivereins [Leipzig: Mutze] 1918. VI, 214 S. 8⁰.

Diese Schrift wendet sich an diejenigen, welche gewöhnlich „Ungläubige" genannt werden, die die von den Gläubigen anerkannten „göttlichen Wahrheiten" nicht mehr als solche anzuerkennen vermögen, die aber trotzdem die Fähigkeit und das Bedürfnis in sich fühlen, dem Zwecke, welchem jede objektive Religion zu dienen hat, nämlich der Höherentwicklung der subjektiven Religion des Menschen durch eigene innere Arbeit nachzugehen, und zweitens nach den eigenen Worten des Verf. in der Vorrede: an die Kreise der freisinnigen protestantischen Theologen, welche eben den Glauben an die Dogmen ihrer Kirchen verloren haben. Verfasser ist Katholik und überzeugter Okkultist (Spiritist), doch möchte er einer religiösen Reform die Wege bahnen, die uns die sichere Überzeugung verschafft, daß der Mensch nach seinem Leibestode fortlebt und sich nach seinem Ziel, der Gotteskindschaft weiter entwickelt. Denn nur diese Überzeugung eröffnet uns die Aussicht auf die Wiedererstehung eines lebendigen, die Lebensführung beherrschenden und die Religiosität auf eine höhere Entwicklungsstufe hebenden Glaubens. Sulzer unterscheidet scharf zwischen objektiver und subjektiver Religion, die er beide für berechtigt und für vereinigungsfähig hält. Das Buch hat recht interessante Kapitel, ist aber selten mit Beweisstellen begründet und überhaupt wenig überzeugend.

Wolfstieg

WIRTH, WILHELM. Zur Orientierung der Philosophie am Bewußtseinsbegriff. — Grundlinien einer systematischen Einführung. — (Sonderabdruck aus der Joh. Volkelt-Festschrift, München, Oskar Beck, 1919.)

In scharf umrissenen Zügen gibt die kleine Abhandlung des Leipziger Philosophen den Versuch einer psychologisch fundierten Erkenntnistheorie, indem sie für den Aufbau eines Systems der Philosophie als Grundbegriff die Realität des Bewußtseins herausarbeitet und zwar definiert als den Gesamtbestand des bewußten seelischen Erlebens eines Individuums in einem bestimmten Augenblick. Das evidente Urteil ist für den Verfasser mit dem klar und deutlich gegliederten Inhalt des Bewußtseins selbst identisch, der als „fertige Apperzeption" von der in anderen Bewußtseinsinhalten erlebten Apperzeptionstätigkeit (der Denktätigkeit des Verstandes) zu unterscheiden ist. Diese Ausscheidung der an sich keineswegs geleugneten Bewußtseinsinhalte des (unmittelbar, erlebten) Ich aus dem ganzen Urteilsinhalte, soweit es sich nicht gerade um einen Vorgang der Selbsterkenntnis handelt, wird als Übeerwindung des „logischen Egoismus" bezeichnet. Das klare Dasein des bewußten „Urteilsgefüges" aus Subjekten und Prädikaten ist die „Eindeutigkeit", die man als Prinzip aller Erkenntnis mit Aristoteles auf die Formel des „Satzes vom Widerspruch" bringen kann.

Auf diese begriffliche Grundlegung im I. Kapitel folgt gemäß der Annahme, daß man allgemeine Gesetze für die Erkennbarkeit nicht evidenter Tatsachen voraussetzen müsse, die Unterscheidung zwischen evidenten (Syllogistik, Arithmetik) bzw. anderen ebenfalls a priori erkennbaren Gesetzmäßigkeiten von den Verlaufsgesetzen der inneren und äußeren Welt. Besonders wichtig scheint mir die Feststellung, daß die a priorische Überzeugung von dem prinzipiell gesetzmäßigen Verlauf alles Geschehens nur einem willkürlichen Akte entspringen kann, und daß dieser auf einem Willensprinzip beruhende „Glaube an die Wissenschaft" dabei fortwährend durch die Natur-

beobachtung bestätigt werden kann. Die Annahme eines solchen Willensfaktors dürfe aber nicht zu einem „Pragmatismus" verleiten, dessen erster Fehler nach Wirth in einer Verkennung des Wesens der Evidenz besteht. Weiterhin müsse aber — und darin liegt für mich der Hauptwert der Schrift — jener „Glaube an die Wissenschaft" vom außerwissenschaftlichen und besonders überwissenschaftlichen Glauben streng geschieden werden. Ein interessant formulierter, erkenntnistheoretischer Eudämonismus betont, daß wir die Gesetzmäßigkeit um der Erkennbarkeit der Welt willen annehmen, d. h. wir wollen, wenn wir wissenschaftlich sind, im Bereiche der Erfahrung nur durch die Wissenschaft glücklich werden. Von der ersten Ursache und dem letzten Endziel des Weltprozesses aber kann es nach dem Wesen dieser Fragestellung niemals eine solche Wissenschaft geben, sondern nur von dem Werte eines bestimmten Glaubens hierüber. Der höchstwertige Glaube, der auf diesem Gebiet psychologisch auch dem Erkenntniskritiker bei gutem Willen sehr wohl gelingt, wird dann geradezu zur Pflicht. Der überwissenschaftliche Glaube der Religion ist übrigens nicht identisch mit einem übersinnlichen, wie denn auch Kant durch seine unfruchtbare Einführung des „Dinges an sich" das Problem unnötig erschwert hat. Von Bedeutung ist auch der Hinweis darauf, daß die Einfachheit des Weltbildes (wie sie das Ökonomieprinzip fordert) nicht der letztere Zweck unserer Erkenntnis ist. So weist Wirth auf die wertvolle Bereicherung in der Differenzierung z. B. des christlichen Gottesbegriffes hin; und wenn man auch vielleicht religionsphilosophisch dem Verfasser nicht bis zu dem (leider aus Raummangel nicht näher begründeten) Glauben an eine Mehrheit göttlicher Personen zu folgen vermag, so ist doch zuzugeben, daß eine solche rein logisch recht wohl möglich ist.

Das III. Kapitel erläutert dann den Übergang von dem Bewußtsein zu dem korrekten Begriff der Außenwelt als Neuschöpfung der kritischen Reflexion. Im Widerspruch zu Wundt, der gegen die Kraft des Schlusses von dem individuellen Bewußtsein auf die Existenz einer außenbewußten Außenwelt Bedenken äußerte, wird der geistvolle Versuch gemacht, durch die Scheidung der erkenntnistheoretischen Fragestellung von der genetischen (im Sinne Wundts) die Zuverlässigkeit und Unersetzlichkeit jene Ableitung darzulegen. Indem Wirth alle primären und sekundären Qualitäten der Wahrnehmung, also auch die Raum- und Zeitvorstellung, als zum Bewußtseinsinhalt gehörig betrachtet und die Existenz einer außerbewußten Außenwelt als ihre Teilursache annimmt und damit die Bedeutung der sogenannten objektivenSeite des Bewußtseins besonders hervorhebt, vermag er den naiven „Konszientialismus" oder „Impressionismus", der diese Seite des Bewußtseins für die außerbewußten Objekte selbst ansieht, auf eine höhere Stufe zu erheben, ohne ihn etwa für absolut wertlos zu halten. Nun ordnet sich schließlich der wissenschaftliche Begriff der Außenwelt in die allgemeine Philosophie ein, nicht als ein schematisches „Ding an sich", sondern als „ein gesetzmäßig geordnetes System von Teilbedingungen für das Auftreten von Sinneswahrnehmungen im Wachzustande". Darüber hinaus erkennt auch der kritische Standpunkt ausdrücklich die Möglichkeit einer idealistischen Metaphysik an, wobei man sich allerdings darüber klar sein muß, daß es sich um ein außerwissenschaftliches Glauben und nicht um ein Wissen handelt. Und schließlich findet der Philosoph durch die Zurückführung der gesetzmäßigen Wechselwirkung zwischen Bewußtsein und Außenwelt auf den letzten Weltgrund in einem Theismus nach all' dem Ringen um die Probleme der Willensfreiheit und Außenwelt Ruhe und sittliche Freiheit wieder.

Wer in der Philosophie nach einem festen, der modernen Psychologie entsprechenden Standpunkt sucht, dem sei die Auseinandersetzung mit dem scharfsinnig geschriebenen und doch zuweilen tief empfindenden, auf religiöser Überzeugung beruhenden Schriftchen warm empfohlen.

Dr. Rob. Werner Schulte

Empfehlenswerte Erziehungsheime Pensionate/Heilstätten/Kinderheime

Realanstalt am Donnersberg bei Marnheim in der Pfalz.
Schulstiftung vom Jahre 1867, für religiös-sittliche und vaterländisch-deutsche Erziehung und Bildung. Eintritt in die **Realschule** und in das **Jugendheim** vom 9. Lebensjahre an für Schüler mit guten Betragensnoten, welche zu einer gründlichen Realschulbildung befähigt sind. 18 Lehrer und Erzieher. Körperpflege: Heizbares Schwimmbad, Luft- und Sonnenbad, große Spielplätze. Vorbereitung zu den praktischen Berufszweigen und zum Eintritt in die VII. Klasse (Obersekunda) einer Oberrealschule und damit zu allen staatlichen Berufsarten. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechtigen zugleich zum **einjährig-freiwilligen Dienst.** Pflege- und Schulgeld 780—990 M im Jahr. Näheres im Jahresbericht und Aufnahmeschrift durch die Direktion: Prof. Dr. **E. Göbel.** Prof. Dr. **O. Göbel.**

Jugendheim Charlottenburg, Goethestr. 22

Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule
Sozialpädagogisches Seminar

Ausbildung von Hortnerinnen (ev. staatl. Prüfung) Hortleiterinnen, Schulpflegerinnen und Jugendpflegerinnen.

Einzelkurse in Säuglingspflege, Kochen, Handfertigkeiten. Pension im Hause.
Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke, Charlottenburg,** Goethestr. 22.

Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rhein.
Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjährigen-Berechtigung).
400 Schüler, davon 300 im Internat. Diese wohnen zu je 10—18 in 20 Villen in d. Obhut d. Familien, ihrer Lehrer und Erzieher. Dadurch wirkl. **Familienleben,** persönl. Behandlung, mütterl. Fürsorge, auch Anleitung bei den häusl. Arbeiten. 70 Lehrer und Erzieher, kl. Klassen. Luftbad, Spielen, Wandern, Rudern, vernünftige Ernährung. — **Jugendsanatorium** in Verbindung mit Dr. med. Sexauers ärztlich-pädagogischem Institut. Zweiganstalt in **Herchen (Sieg)** in ländlicher Umgebung und herrlicher Waldluft.
Näheres durch den Direktor: Prof. **O. Kühne,** Godesberg a. Rh.

Im Verlage von Eugen Diederichs, Jena
erschien die Veröffentlichung der Comenius-Gesellschaft:
Ferdinand Jakob Schmidt:
Das Problem der nationalen Einheitsschule
Einzelheft M 0,80 :: Größere Bestellungen nach Verabredung
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Eugen Diederichs Verlag, Jena
Vor kurzem erschien:
Ernst Joël: Die Jugend vor der sozialen Frage
Preis M 0,50
Blätter für soziale Arbeit: „Die kleine Broschüre von Ernst Joël erscheint wie wenig andere geeignet, das innere Verhältnis der den geistigen Grundlagen unserer Arbeit noch fern stehenden Jugend zur sozialen Arbeit zu vertiefen."

Siedlungsheim Charlottenburg
Das Heim ist Mittelpunkt für Studenten und Studentinnen, die im Arbeiterviertel Charlottenburgs in der Nachbarschaft soziale Arbeit tun. (Volksbildung, Jugenderziehung, persönliche Fürsorge.)
Mitarbeit und Beitritt zum Verein Siedlungsheim (Jahresbeitrag M 6) dringend erwünscht.
Meldungen und Anfragen sind zu richten an die Leiterin Frl. **Wally Mewius,** Charlottenburg, Sophie-Charlotte-Straße 80 I

Gesamtvorstand der Comenius-Gesellschaft

Ehrenvorsitzender

Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Schloß Amtitz

Vorsitzender:

Dr. Ferdinand Jakob Schmidt,

Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Berlin

Stellvertreter des Vorsitzenden:

Kgl. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Wolfstieg, Berlin

Ordentliche Mitglieder:

Prediger Dr. Appeldoorn, Emden. Dr. Ferdinand Avenarius, Dresden-Blasewitz. Direktor Dr. Diedrich Bischoff, Leipzig. Oberlehrer und Dozent Dr. Buchenau, Charlottenburg. Geheimrat Prof. Dr. R. Eucken, Jena. Stadtbibliothekar Prof. Dr. Fritz, Charlottenburg. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Dziobek, Charlottenburg. Direktor Dr. E. Goebel, Marnheim i. d. Pfalz. Professor G. Hamdorff, Görlitz. Frl. Maria Keller, Charlottenburg. Dr. Arthur Liebert, Berlin. Professor Dr. Nebe, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums, Templin. Seminar-Direktor Dr. Reber, Erlangen. Stadtschulrat Dr. Reimann, Berlin. Staatsrat, Ministerialdirektor a. D. Dr. E. v. Sallwürk, Karlsruhe. Generalleutnant z. D. von Schubert, M. d. Abg.-H., Berlin. Verlagsbuchhändler Alfred Unger, Berlin. Schulrat Waeber, Berlin-Schmargendorf. Professor Dr. W. Wetekamp, Direktor des Werner Siemens-Realgymnasiums, Schöneberg.

Stellvertretende Mitglieder:

Geh. Baurat Brettmann, Berlin-Frohnau. Eugen Diederichs, Verlagsbuchhändler, Jena. Dr. Gustav Diercks, Berlin-Steglitz. Dr. Jan van Delden, Gronau i. W. Professor Dr. Eickhoff, Remscheid. Geh. Sanitäts-Rat Dr. Erlenmeyer, Bendorf a. Rh. Oberlehrer Dr. Hanisch, Charlottenburg. Prof. Dr. Rudolf Kayser, Hamburg. Kammerherr Dr. jur. et phil. Kekule von Stradonitz, Gr.-Lichterfelde bei Berlin. Geh. Reg.-Rat Dr. Kühne, Charlottenburg. Chefredakteur von Kupffer, Berlin. Direktor Dr. Loeschhorn, Hettstedt a. H. Professor Dr. Möller, Berlin-Karlshorst. Dr. Mosapp, Schulrat, Stuttgart. D. Dr. Josef Müller, Archivar der Brüdergemeinde, Herrnhut. Dr. med. Otto Neumann, Elberfeld. Prediger Pfundheller, Berlin. Anton Sandhagen, Frankfurt a. M. Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Professor Dr. Seedorf, Bremen. Bürgerschul-Direktor Slamenik, Prerau (Mähren). Professor Dr. Szymank, Posen. Dr. Fr. Zollinger, Sekretär des Erziehungswesens des Kantons Zürich, Zürich.

Bedingungen der Mitgliedschaft

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M) erhalten die beiden Monatsschriften der C. G. Durch einmalige Zahlung von 100 M werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (6 M) erhalten nur die **Monatshefte für Kultur und Geistesleben.**
3. Die **Abteilungs-Mitglieder** (4 M) erhalten nur die **Monatshefte** für Volkserziehung.

Körperschaften können nur Stifterrechte erwerben.
Sie haben ein Eintrittsgeld von 10 M zu zahlen.

Die **Monatshefte der C. G. für Kultur und Geistesleben** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, die geistigen Strömungen der Gegenwart unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung zu behandeln.

Die **Monatshefte der C. G. für Volkserziehung** (jährlich 5 Hefte) haben die Aufgabe, praktische Volkserziehungsarbeit zu fördern und über die Fortschritte auf diesem Gebiete zu berichten.

Bürenbuchdruckerei Denter & Nicolas, Berlin Mitte